

dtv

Eine Hitzewelle rollt über Köln. Die Leute sterben wie die Fliegen und die Stadt weiß nicht mehr, wohin mit den Leichen. Da hat der profitgierige neue Leiter des Rechtsmedizinischen Instituts eine folgenschwere Idee: Er will leer stehende Kühlfächer an Bestattungsunternehmen vermieten. Ab sofort hält das Chaos Einzug in die sonst so geordnete Welt von Rechtsmediziner Dr. Martin Gänsewein: Unbefugte gehen am RMI ein und aus, Leichen oder Teile von ihnen verschwinden, und dubiose Obduktionsbefunde bei anonymen Toten häufen sich. Martin beauftragt den prollig-nervigen Pascha (seines Zeichens Autoknacker zu Lebzeiten und nun unfreiwillig auf Erden wandelnder Geist), der Sache auf den Grund zu gehen. Pascha passt das gar nicht, wo er doch gerade auf Liebespfaden wandelt ...

»Wenn Jutta Profijt den grundguten Arzt und den rotzfrechen Gauner gemeinsam ermitteln lässt, ist das einfach zum Totlachen!« (Hörzu)

Jutta Profijt wurde 1967 in Ratingen geboren. 2003 veröffentlichte sie ihren ersten Kriminalroman. Ihre Bücher über den vorlauten Geist Pascha und den schüchternen Rechtsmediziner Dr. Gänsewein wurden Riesenerfolge. Der erste Band, ›Kühlfach 4‹, war 2010 für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert. Jutta Profijt lebt als freie Autorin in der niederrheinischen Provinz. Mehr über die Autorin: www.juttaprofijt.de

Jutta Profijt

**KÜHLFACH
ZU VERMIETEN**

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Profijt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kühlfach 4 (21129)
Im Kühlfach nebenan (21185)
Schmutzengel (21206)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2010
2. Auflage 2011
© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter
Verwendung von Fotos von gettyimages
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21256-4

EINS

Will man den Beginn der Katastrophenserie im Kölner Institut für Rechtsmedizin mit einem Datum benennen, wäre das wohl der zwölfte Juli. Das weiß ich so genau, weil der zwölfte Juli mein Geburtstag ist. Oder müsste ich sagen: mein Geburtstag war? Keine Ahnung. Ich hänge immer noch der Tradition an, Geburtstage zu feiern, obwohl inzwischen auch mein Todestag eine Gelegenheit für eine geile Party wäre. Bei anderen Toten ist das ja auch so. Das Goethe-Schiller-Bach-Jubiläum hat häufig gar nichts mit ihrer Geburt, sondern mit ihrem Tod zu tun. Pervers, oder? Da feiert man den finalen Atemzug der kulturellen Elite. Ich dagegen finde, von uns Künstlern sollte man ausschließlich die Geburtstage feiern. Habe ich von »uns Künstlern« gesprochen? Genau, ich gehöre ja jetzt auch dazu. Zu den Schriftstellern. Aber davon später mehr.

Das Frühjahr brachte, noch vor meinem Geburtstag, ein paar kleine Vorabkatastrophen – zum Eingewöhnen. Da war zunächst mal die Sache mit dem Chef des Instituts für Rechtsmedizin. Eines Morgens meldete er sich mit staubgrauem Gesicht bei seiner Sekretärin, Frau Blaustein, ab und verkündete, er wolle den Rest des Tages freinehmen, es gehe ihm nicht gut. Zu Hause versetzte sein Anblick

seine Frau allerdings in derartige Sorge, dass sie sofort den befreundeten Hausarzt alarmierte. Erster Befund: ein Schwächeanfall. Zwei Tage später war die Rede von einer Grippe, und nach einer Woche hieß die Diagnose Herzinfarkt. Das war Ende Mai und alle dachten, die letzten Vorbereitungen für den Umzug sowie dessen Durchführung würden nun ohne leitende Hand vonstattengehen müssen, aber dann kam die zweite Katastrophe: Nur zwei Wochen nach dem Ausfall des Chefs wurde die gesamte Belegschaft zur Vorstellung des neuen Institutsleiters zusammengerufen.

Pünktlich um neun Uhr schimmelten alle Kollegen im Besprechungszimmer herum. Martin, Jochen, Katrin und vier weitere Ärzte hatten Plätze am Konferenztisch ergattert, die später eingetroffenen Ärzte sowie die Toxikologen, Biologen, Chemiker, Laborratten, Assistenten, Sekretärinnen, Verwaltungsmitarbeiter und der Pförtner standen am rückwärtigen Ende des Raums zusammen und unterhielten sich leise. Die Preisfrage lautete: Wer ist der Neue? So viel vorweg: Selbst mit Telefon- und Publikumsjoker hätte keiner die Kohle abgegriffen, denn der Typ war den rechtsdrehenden Medizinerinnen bis dahin völlig unbekannt.

Und dann kam er: eins achtzig groß, Mitte vierzig, Golfplatzbräune, Statur, Anzug und Arroganzfaktor wie ein Model, Slipper mit Troddelchen vornedran, goldene Uhr am Handgelenk und ein Siegelring am kleinen Finger. Genau der Typ Netzhautpeitsche, der von Herrenschneider- oder Luxusuhren-Werbepostern herunterschleimt, von dem man aber nie gedacht hätte, dass es ihn wirklich gibt. Mit einer geschmeidigen Bewegung knöpfte er sein Jackett auf, nahm den Platz am Kopfende des Konferenztisches ein, zupfte die Manschetten des Hemdes unter den

Jackettärmeln hervor (er trug Manschetten mit Manschettenknöpfen, der Angeber!) und legte die Hände gefaltet vor sich auf den Tisch. Mit triumphierendem Gesichtsausdruck blickte er fast herausfordernd in die Runde.

»Meine Damen und Herren, lassen Sie es mich so sagen: Es war eine glückliche Fügung, dass ich gerade zur Verfügung stand, denn Herr Professor Doktor Schweitzer wird so schnell nicht als Institutsleiter zurückkehren. Wenn er überhaupt zurückkehren wird.«

Die Kollegen starrten sich entsetzt an.

»Ich darf mich zunächst vorstellen: Philip G. Forch, achtundvierzig Jahre alt, Diplom-Kaufmann, Master of Business Administration, Master of Public Administration, Master of Economics. Köln, St. Gallen, Harvard. Mein Forschungs- und Arbeitsschwerpunkt liegt auf der Produktivitätssteigerung und Kosteneffizienz des öffentlichen Dienstes, hier besonders im medizinischen Sektor. Ich führte gerade eine entsprechende Studie für den operativen Betrieb der Universitätsklinik durch, als sich abzeichnete, dass die Institutsleitung Ihrer Einrichtung vorerst vakant bleiben würde. Man übertrug mir diese Aufgabe mit der Zielsetzung, einige Optimierungen im Bereich der Kosteneffizienz vorzunehmen – *and here I am.*«

Er hatte den ganzen Text ohne Punkt und Komma heruntergeopert und bei den letzten Worten die Hände mit den Handflächen leicht nach oben erhoben. Als wartete er auf Applaus. Es kam aber keiner. In der folgenden Stille hätte man einen Floh furzen hören können. Es war keine andächtige Stille, sondern eine gelähmte, ungläubige, entsetzte Stille. All diese Wie-Wörter hat übrigens meine Lektorin verlangt. Ich hätte normalerweise einfach gesagt, dass die Anwesenden aussahen, als hockten sie in der Kloschüssel, während das Schicksal Durchfall hat.

Martin fand, nachdem in seiner Denkschüssel ein ziem-

lich dicker Horrornebel kurzzeitig alle Gedanken gedämpft hatte, als Erster seine Sprache wieder. »Nun, das ist ungewöhnlich«, sagte er nachdenklich. »Übernehmen Sie denn auch die fachliche Leitung? Irgendjemand muss ja die Verantwortung für die inhaltliche ...«

»Sind Sie sich Ihrer Arbeit in inhaltlicher Hinsicht nicht sicher?«, fragte Forch.

»Doch, natürlich«, erwiderte Martin, und erstaunlicherweise ist er ja beruflich ein ganz anderer Mensch als privat. Selbstsicherer, entschlossener. »Aber ...«

»Dann wäre ja alles geklärt. Ich danke Ihnen allen für Ihr Vertrauen und bin sicher, dass wir gut zusammenarbeiten werden. Also, *back to work.*«

Bei seinen letzten Worten klatschte Forch zweimal in die Hände, sprang auf und schlippte troddelwedelnd hinaus.

Nach diesem Einstand verschanzte sich der schnöselige Kleiderständer einige Tage in seinem Büro, wo er, wie ich Martin gelegentlich berichtete, Akten studierte und seinen Taschenrechner heiß laufen ließ. Das Ende vom Lied war, dass er zehn Tage vor dem Umzug den Vertrag mit dem beauftragten Umzugsunternehmen kündigte und ein anderes anheuerte, das dreißig Prozent billiger war. Allerdings mussten die Mitarbeiter dafür ihre Kartons selbst aus den Büros herunterschaffen und nach einem genau ausgeklügelten System auf die bereitgestellten Paletten stapeln. In den neuen Büros sollte das ganze retour gehen.

Dabei war die Sache mit dem Umzug an sich schon so eine Vorabkatastrophe, die seit Monaten wie ein TÜV-Termin mit hoffnungslosem Ausgang am Horizont lauerte. Ende Juni wurde es ernst.

»Ich finde das unterirdisch riesendämlich«, beschwerte

ich mich zum tausendsten Mal, und Martin nickte geistesabwesend, während er die letzte seiner Schreibtischschubladen leerte und deren Inhalt in den ordentlich mit seinem Namen beschrifteten Karton packte. »Ihr könnt uns doch nicht ganz allein hier in dem ollen Bunker lassen.«

Mit »uns« meinte ich die anderen Leichen und mich, denn ich bin ja auch tot. Nun ist mein Körper schon lange bestattet, meine Seele allerdings noch putzmunter, und so tobe ich im Niemandsland zwischen der Welt der Lebenden und dem Totenreich herum, während andere Leute einfach sterben, ihre Seelen einen kürzeren Zwischenstopp auf meiner Etage einlegen und dann »ins Licht« entschwinden. Mehr habe ich über dieses Fahrziel nie herausbekommen, auch nicht von Marlene, der Ordensschwester, die mir im Frühling ein paar Wochen Gesellschaft leistete. Sie hat sich seitdem nie wieder bei mir gemeldet. Das war zu erwarten, und daher wunderte es mich nicht, aber es schmerzte.

Ich fühlte mich einsamer als je zuvor, und so hing ich wie eine Klette an Martin, dem einzigen Menschen auf der ganzen Welt, zu dem ich Kontakt aufnehmen kann. Dr. Martin Gänsewein war von dieser Entwicklung alles andere als begeistert, denn er und ich sind nicht immer einer Meinung. Das ist jetzt zurückhaltend formuliert. Man könnte auch sagen: Wir sind gegensätzlicher als Schwarz und Weiß, Bruce Willis und Mireille Mathieu, ein Dinosaurier und ein Osterhase – aber ich soll mich ja einer einigermaßen zivilisierten Sprache bedienen und nicht dauernd polarisieren oder übertreiben, also halte ich mich zurück. Diese Vorschriften stammen natürlich wieder von der Lektorin, aber zu der Sache mit der Schriftstellerei kommen wir noch, also bleiben Sie geschmeidig und warten Sie geduldig auf Grün.

Martin und die Kolleginnen und Kollegen jedenfalls waren auf dem Sprung in die Kölnischen Karpaten. So nannten sie selbst ihr Übergangwohnheim, wo die Asbestbelastung nicht vorhanden oder zumindest auf lebens-tauglichem Niveau war, im Gegensatz zu dem Bunker am Melatenfriedhof. Deshalb sollten dort erst die Mediziner weg, dann das Asbest raus, dann neue Dämmung, Tapeten und Teppiche rein und dann die Mediziner wieder her. Nur die Leichen blieben hier. Denen macht Asbest nichts mehr aus.

Natürlich bedeutete die Trennung der Büros von den Leichen ein logistisches Chaos. Ein Rechtsmediziner schneidet nämlich nicht nur an irgendwelchen Leichen herum, er schreibt auch dauernd Berichte über das, was er in den Toten gefunden hat. Also Pistolenkugeln, abgebrochene Messerspitzen, Gift oder sonstige Dinge, die da eigentlich nicht hingehören. Das heißt, dass der Schlitzer morgens ins Büro fährt, seine Post durchsieht, dann in sein Auto steigt, zum Sektionssaal fährt, eine Leiche in ihre Kleinteile zerlegt, wieder in sein Auto steigt, in sein Büro zurückfährt und seinen Bericht schreibt. Und es wäre dumm, wenn er im Büro feststellte, dass er sich ganz gedankenverloren einen Augapfel in die Tasche gesteckt hat, weil er dann nämlich wieder ins Auto und auf die Bahn muss, um den seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben.

Okay, zugegeben, ich habe noch nie erlebt, dass ein Rechtsmediziner sich einen Augapfel in die Tasche gesteckt hätte, aber wenn er es täte, wäre es ganz schön umständlich, den wieder an seinen Platz zu bringen.

Ich war also, wie Sie sicher zwischen den vielen Zeilen herausgelesen haben, nicht begeistert. Ich hing, wegen meiner bereits erwähnten Einsamkeit, zwar sehr an Martin, aber nicht an seinem Auto, und so konnte ich mir

nicht vorstellen, dass ich in den nächsten Monaten mehrmals täglich mit ihm in seiner Ente durch die halbe Stadt schunkeln würde, um von seinem Büroarbeitsplatz zu seinem Sektionsarbeitsplatz und wieder zurück zu gurken. Aber nur bei den ganzen Leichen herumzuhängen, hatte ich auch keine Lust. Ich seufzte.

»Nun rei dich doch zusammen, Pascha«, dachte Martin in meine Richtung. »Immerhin kannst du einfach durch die Luft zischen. Dir sollte die Distanz zwischen Büro und Sektionstrakt von uns allen doch am wenigsten ausmachen.«

Mit einem Naturwissenschaftler kann man über solche Dinge nicht diskutieren, das hatte ich inzwischen gelernt, also hielt ich die Klappe und verzog mich zu den Khlfchern. Das Fach mit der Nummer vier war mal meins gewesen, aber momentan lag dort ein Mann, der vorgestern auf der Straße tot umgefallen war. Einfach so. Und er war nicht der Einzige. Das lag am Wetter und damit kommen wir zu einer weiteren Katastrophe.

Seit zwei Wochen waren die Temperaturen nicht mehr unter siebenundzwanzig Grad gefallen. Auch nachts nicht. Die Khlfcher fllten sich langsam, aber sicher mit Hitzetoten, Martin und die Kollegen kamen mit den Obduktionen schon gar nicht mehr nach, zumal ja alle auch im Umzugsstress steckten. Der Kerl in Nummer vier war also immer noch nicht obduziert, und seitdem waren schon wieder vier neue Leichen rangekarrt worden. Ich war gespannt, wie die Schlitzer den Rückstand wieder aufholen wollten.

Zunächst holte niemand etwas auf, stattdessen buckelten alle ihre Kartons zu den Sammelstellen, an denen das Umzugsunternehmen sie abholen und über Nacht zum neuen

Gebäude fahren sollte. Natürlich machten alle Mitarbeiter lange Gesichter, weil sie ihre Kartons durch die Gegend schleppen müssten. Besonders hart traf es die Laborratten. Da auch die Labore im Bürotrakt untergebracht waren, zogen sie mit um. Und sie mussten sich, neben ihren Akten, auch um die Mikroskope und Apparate selbst kümmern. Die Dinger sind schwer wie Mafiapantoffeln und empfindlich wie 'ne Tussi mit PMS, und so hatten alle nicht nur mit der Anstrengung zu kämpfen, sondern auch den Angstschweiß auf der Stirn stehen. Wenn so ein Karton kentert, sind Zigtausend Euro geschreddert, und ohne Instrumente kann die Arbeit nicht weitergehen. Die Mitarbeiter waren also nicht nur sauer wegen der Schlepperei, sie konnten auch die Ignoranz des neuen Chefs nicht begreifen, der die Funktionsfähigkeit des Instituts aufs Spiel setzte, um ein paar tausend Euro zu sparen. Noch dazu Geld, das vom Budget längst genehmigt war.

»Ein Chef sollte nicht nur rechnen, sondern auch denken können«, hörte ich von einem Labormitarbeiter, der ein Glotzoskop in eine von zu Hause mitgebrachte Kuscheldecke einschlug, bevor er es mit Panik im Blick zur Sammelstelle schleppte.

»Und selbst zum Rechnen braucht er elektronische Hilfe«, entgegnete ein Kollege. »Das kann der Gemüsetürke bei mir um die Ecke besser.«

Ich kann jammernde Akademiker nicht ertragen, also verließ ich das Institut und streifte durch die Stadt. Es war Donnerstag, der Tag der neuen Filme. Im Kino konnte ich mich fast so fühlen wie damals, als ich noch in meinem Körper durch die Gegend lief. Natürlich konnte ich keine Cola trinken, kein Popcorn durch die Gegend werfen und nicht an einer Tussi herumgriffeln, aber trotzdem war dies eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ich den

Verlust meiner Körperlichkeit für zwei Stunden fast vergessen konnte. Vorausgesetzt, der Film war gut. Aber da ich nicht zahlen musste, konnte ich es drauf ankommen lassen und gab fast jedem Film eine Chance. Natürlich nur echten Filmen. Also Actionkrachern. Keine Chance hatten Liebesschmonzetten, Märchenfilme und erst recht nicht die Tragikomödien. Ich finde, wenn ein Drehleiter (DER Drehleiter, nicht DIE Drehleiter, liebe Lektorin) sich nicht entscheiden kann, ob er eine Tragödie oder eine Komödie drehen will, sollte er aus Konfettischnipseln Papierflieger bauen, bis er weiß, was er will.

Ich hing also in meinem Lieblingskino ungefähr in Höhe der Loge über den Köpfen der anderen Zuschauer und hatte bereits das erste Drittel eines ordentlichen Spionagethrillers mit lauter toll aussehenden Weibern in den Nebenrollen, die so klein waren wie ihre Stringtangas, hinter mir, als vorn in der dritten Reihe Unruhe aufkam. Jemand stöhnte, eine weibliche Stimme flüsterte mit einem Geräuschpegel wie ein startender Golf zwei mit Originalauspuff, es wurde geraschelt und mit Schlüsseln geklumpert.

»Hey, Ruhe da vorn«, brüllte der Kerl unter mir.

Das Geraschel und Getuschel ging weiter.

»Verdammt, hier ist doch kein Müttercafé«, brüllte der Typ wieder. »Halt die Sabbel oder geh raus!«

Ich flog kurz rüber, um nach dem Grund für die Störung zu suchen, als eine Seele um Sackhaaresbreite an mir vorbeizischte. Und wieder hatte das Seelchen es furchtbar eilig, hielt sich nicht damit auf, ein paar Worte mit mir zu wechseln, sondern düste im Engelsgalopp an mir vorbei. Endlich hatte auch die Tussi auf dem Platz neben der jetzt seelenlosen körperlichen Hülle gemerkt, dass mit dem Typ etwas wirklich ganz und gar faul war, und schrie panisch um Hilfe. Auf dieses Theater hatte ich keinen Bock. Den

Rest des Films würde ich mir morgen ansehen, jetzt verpisste ich mich erst mal, um nicht die ganze Rödelei mit den Sanis mitzumachen, die ich schon hundertmal gesehen hatte: Wiederbelebungsversuche, Beruhigungsspritze für die hysterische Begleitung, noch mehr Wiederbelebungsversuche, Notarzt, Rettungswagen, Elektroschocks, und irgendwann würden sie es einsehen, was ich schon wusste, seit das Innenleben des Typs mich fast gerammt hatte: Der Sack war tot. Ich würde ihm sicher im Institut wieder begegnen, aber ich vermutete schon jetzt, dass auch er in der sorgsam gepflegten Statistik des Gesundheitsamtes in der Rubrik Hitzetote landen würde. Langsam uferte das zu einer Epidemie aus.

Der Freitag und das gesamte Wochenende waren für den Umzug und das Einräumen der neuen Büros angesetzt, und so wuselten drei Tage lang verschwitzte, jammernde Doktoren der diversen Fachrichtungen durch die neuen Räume, schleppten Kartons, steckten Stecker ein, justierten Messgeräte, ordneten Akten und klagten mehr oder weniger laut über ihr schreckliches Los. Das konnten sie ungehindert tun, denn der neue Chef war nicht im Haus. Der Mann war gerade mal vier Wochen im Amt und rangierte bereits auf der Beliebtheitskala der gesamten Belegschaft hinter Silberfischchen, Führerscheinentzug und Genitalherpes. An diesem Wochenende wurde sein Spitzname erfunden, dessen Siegeszug durch die Büros schneller war als Schumachers Rundenrekord auf regennasser Fahrbahn in Monaco: Das Sparschwein war geboren.

Im Sektionstrakt war die Stimmung nach dem Auszug der Büros geradezu unterirdisch schlecht. Dazu muss man wissen, dass der Sektionstrakt im Keller des jetzt leer stehenden Gebäudes, also unter der Baustelle, lag. Tags-

über dröhnten und vibrierten die Presslufthämmer in den Büroetagen und machten jede normale Arbeit unmöglich. Normale Arbeit hätte bedeutet, dass einer der Schlitzer die Leiche zerlegt, während ein Kollege jeden Befund in ein Diktiergerät sabbelt. Diktieren ging bei dem Lärm aber nicht, also stand der Chronist mit Zettelchen und Stift neben der Leiche und murmelte ständig: »Moment, nicht so schnell, was sagtest du gerade?«

Nachts hingegen war es still. Zu still, wie vor allem das schwach machende Geschlecht meinte. Seit die Büros verlassen und die Pfortnerloge nicht mal mehr während der erweiterten Bürozeiten besetzt war, lag das Institutsgebäude nach Abzug der Pressluftstecher einsam und von allen lebenden Seelen verlassen da. Zu allem Überfluss grenzte es nach hinten auch noch an den Friedhof, der ja im Allgemeinen auch nicht unbedingt als Ort der unbeschwertten Lebensfreude gilt. Obwohl auch früher nachts selten jemand im Büro war, zog das halb leere Gebäude in direkter Nachbarschaft der größten Großwohnanlage für abgelöfelte Kölner nun massenhaft schräge Gestalten an. Der Bauzaun hielt die echten Freaks nicht ab, und mehr als einmal flackerte in einer der offenen Fensterhöhlen eine Kerze oder ein kleines Feuerchen. Zweimal hatten sich Kollegen, die nachts eine dringende Obduktion durchführen mussten, auf dem Weg die Rampe hinunter in den Sektionstrakt beobachtet gefühlt. Das Gebäude war selbst denen, die seit Jahren ihre Arbeitstage mit dem Herumwühlen in aufgeschnittenen Leichen verbrachten, unheimlich geworden.

Katrin, die neben allen Segnungen einer hinreißen- den Weiblichkeit vom lieben Gott auch noch ein freches Mundwerk geschenkt bekommen hatte, wurde von den Kollegen zum Sparschwein geschickt, um die Beschwerden vorzutragen. Mir war langweilig, und so gesellte ich

mich dazu, in der Hoffnung, mal wieder ein bisschen Stimmung in der Bude zu erleben.

»Herr Forch, ich würde mit Ihnen gern über die Situation im Sektionstrakt sprechen.«

Forch saß in seinem klimatisierten Rechenzentrum, wie die Kollegen sein Büro inzwischen nannten, in Anzug und Krawatte. Er besaß als Einziger im Haus ein Klimagerät, das neben seinem Schreibtisch vor sich hin gurgelte. Katrin trug eine ärmellose Bluse, eine Leinenhose und Sandalen, die nur aus einer Sohle und zwei dünnen Lederriemchen bestanden. Die langen, lockigen Haare hatte sie hochgesteckt, die feinen Härchen im Nacken waren feucht und kräuselten sich. Der leichte Schweißfilm auf ihrer gebräunten Haut glänzte verlockend. Sie war immer noch das mit Abstand heißeste Häschen der ganzen Rechtsmedizin und sah zum Anbeißen aus.

Auch Forch schaffte es nicht, ihr bei ihrem Eintritt direkt in die Augen zu sehen, sein Blick rutschte tiefer. Dann räumte er ein paar Papiere zur Seite, zog eine Schublade auf, legte die Papiere hinein und langte mit seinen manikürten Griffeln dabei betont unauffällig ein bisschen weiter nach rechts. Ich düste rüber, um zu sehen, was es da zu fummeln gab, und musste grinsen. Er stellte sein Klimagerät fünf Grad kälter. Das Ergebnis seines Kühlkonzepts wurde unter Katrins dünner Bluse zweieinhalb Minuten später deutlich sichtbar. Das Sparschwein war eine geile Sau. Endlich mal ein richtiger Mann im Haus. Der Kerl war mir plötzlich durchaus sympathisch.

»Herr Forch, die Kolleginnen und Kollegen haben eine Bitte, die ich Ihnen hiermit überbringen möchte. Wir fühlen uns im Sektionstrakt vor allem nachts sehr unwohl, äh, unsicher, wollte ich sagen. Wir möchten Sie bitten, die Sicherheitsmaßnahmen zu verstärken.«

»Aber der Sektionstrakt ist genauso sicher wie früher

auch«, wandte Forch ein. »Der Umbau betrifft ihn doch gar nicht.«

»Es ist aber so, dass sich da jede Menge dunkler Gestalten herumtreiben. Sowohl auf dem Parkplatz als auch in der Zufahrtsrampe zur Eingangstür. Da möchte niemand mehr allein im Dunkeln hinuntergehen.«

Während Katrin vor sich hin fröstelte, lehnte sich das Sparschwein genüsslich zurück und ließ sich mit der Antwort Zeit. »Was stellen Sie sich vor?«

Katrin verschränkte die Arme vor dem Körper. »Nun, eine Videoüberwachung vielleicht? Oder einen Sicherheitsdienst, der regelmäßig ...«

»Eine Videoüberwachung ist für das operative Geschäft nicht notwendig und daher kaum als Kapitalinvestition geeignet«, erklärte das Sparschwein mit fester Stimme.

»Kapitalinvestition ...?«, murmelte Katrin.

»Ja. Betriebsvermögen. Aktiva in der Bilanz. Aber dazu zählen für ein derartiges Institut im Bereich der medizinischen Dienstleistungen sicher keine Kameras, Kabelverbindungen, Aufzeichnungsgeräte oder gar die Übertragung an eine Überwachungszentrale. Also, unter welchem Posten sollte ich eine solche Investition tätigen?«

Katrin hatte inzwischen die Füße eng aneinandergestellt, damit sie sich gegenseitig wärmen konnten. Sie blickte verwirrt. »Und ein Sicherheitsdienst, der regelmäßig nach dem Rechten sieht? So etwa zweimal die Stunde?«

»Um Himmels willen«, entgegnete das Sparschwein. »Damit diese zusätzlichen Kosten aufgefangen würden, müssten Sie Ihre Produktivität um zwanzig Prozent steigern. Können Sie das?«

Katrin blickte ihn fassungslos an. »Produktivität? Hören Sie, wir alle machen unsere Arbeit sehr gut, und wir alle haben Überstunden. Noch nie ist etwas liegen geblieben. Ich weiß nicht, was Sie mit Produktivität meinen,

aber ich weiß, dass wir uns im Sektionstrakt unsicher fühlen. Und zwar alle Kollegen, nicht nur die Frauen.«

Dass Martin als Erster die Hosen voll hatte, wunderte mich keineswegs.

»Wissen Sie, das Unsicherheitsgefühl ist ja eher ein individuelles und im Allgemeinen auch unspezifisches Gefühl und hat vermutlich gar nicht in erster Linie etwas mit dem Arbeitsumfeld zu tun. Vielleicht sollten Sie mal darüber nachdenken, einen Kurs in Selbstverteidigung zu machen. Kann ja auch privat nicht schaden, nicht wahr?«

Ich stellte mir vor, wie Katrin wohl in einem Judoanzug aussah und wie sie mit Karacho einen Trainingspartner über ihre Schulter hebelte und sich dann selbst auf ihn warf ... Ich würde mich ja sofort freiwillig als Übungspartner melden – egal, wie viele blaue Flecken das kostete.

Forch hatte sich mittlerweile erhoben, streckte Katrin die Hand über den Schreibtisch entgegen und schüttelte ihre lang genug, um sich an dem von ihm eiskalt herbeigeführten Anblick zu weiden. Katrin versuchte, soweit ich das erkennen konnte, sich dem Griff zu entziehen, verabschiedete sich hastig und verließ den Kühlturm fast im Laufschrift. Sie stürmte an ihrem Gemeinschaftsbüro vorbei, streckte den Kopf hinein und sagte: »Besprechung in der Teeküche.« Dann eilte sie weiter, stieß die Tür zur Küche auf, griff sich die erstbeste Tasse, stellte sie unter den Heißgetränke-Auslass und drückte den Knopf für eine Presslörre mit wohlklingendem, italienischem Namen.

Ich war dabei gewesen, als der Automatenzweig die Behälter aufgefüllt hatte, und wusste, was auf den Beuteln stand, aus deren Pülverchen die diversen Kaffeespezialitäten »frisch für Sie zubereitet« wurden: Milchpulver, Aroma, Emulgatoren E473 und E322, Stabilisatoren E407, E460 und E466, Zucker, Verdickungsmittel Carrageen, modifizierte Stärke, Säureregulatoren E500 und E332 und

Salz. Für die Kaffeespezialitäten gab es auch noch ein Beutelchen mit Kaffee-Extrakt, für die Schokoladengetränke gab es doch tatsächlich – Tusch! – Kakao. Zum Glück spuckte der Automat mit dem Getränk nicht auch noch den Beipackzettel aus.

Mir wäre das natürlich auch egal gewesen, ich hatte solches Zeug früher literweise gesoffen und würde es auch heute noch gern tun. Allerdings gab es hier etliche Kollegen, die nur bio und vegan und acrylamidfrei und ohne Gentechnik und so weiter Futterten, sich aber die Automatenbrühe hinters Zäpfchen gossen, als gäbe es kein Morgen mehr.

Katrin hatte endlich eine Tasse mit einem dunklen Wischwasser und luftigem Industrieschaum darüber gefüllt und schlürfte ungeduldig und laut an dem Zeug herum. Langsam glättete sich die Gänsehaut auf ihren Armen. Der Rest noch nicht. Mir gefiel's.

Martin und Jochen kamen herein und blickten sie fragend an.

»Sicherheit gibt es nur gegen zwanzigprozentige Produktivitätssteigerung«, zischte Katrin ihnen entgegen.

»Die geile Sau hat das Kühlgerät auf fünfzehn Grad runtergedreht, damit Katrins Nippel sich aufstellen«, erklärte ich Martin feixend.

Er wurde rot. »Nein!«, rief er aus.

»Doch«, sagte Katrin.

Martin wurde noch röter.

»Und wie sollen wir unsere Produktivität steigern?«, fragte Jochen. »Sollen wir auf der Straße ein paar Leute totschiagen, damit wir zwei Leichen mehr haben pro Woche?«

Klar, wie die Freiwilligen Feuerwehrmänner, die immer wieder ein kleines Streichhölzchen fallen lassen, um beim anschließenden Löschen zu beweisen, wie wichtig sie sind.

»Wenn es keine Sicherheitsausrüstung gibt, werden wir unsere Leichen bald direkt vor der Tür aufsammeln können«, zischte Katrin. »Oder sogar gleich im Sektions-trakt.«

»Na ja«, sagte Martin, »immerhin ist die Tür zum Sektions-trakt mit dem elektronischen Zugangskontrollsystem gut gesichert.«

»Ich fühle mich trotzdem scheiße da unten«, maulte Katrin.

»Ich ja auch«, gab Martin kleinlaut zu.

Voll peino, wenn ein ausgewachsener Mann sich als jammernder Feigling zu erkennen gibt – und das auch noch vor einer Tussi.

Eine Woche später, genau an meinem Geburtstag, hatte Martin gleich als Erstes eine Obduktion auf dem Tages-plan stehen, und so fuhr er den altbekannten Weg zum Melatengürtel, parkte die Ente auf dem fast leeren Park-platz und schloss das Ding sorgfältig ab. Als ob irgend-jemand dieses Gefährt hätte klauen wollen! Das hatte ich ihm schon tausendmal gesagt, und ich muss es schließlich wissen, denn ich habe meinen Lebensunterhalt mit dem Diebstahl motorisierter Fahrzeuge bestritten. Aber auf mich hörte er ja nicht.

Seit dem Aufstehen hatte ich Martin schon wegen mei-nes Jubeltages vollgetextet. Für mich ist dieser Tag sehr wichtig. Besonders in der speziellen Situation, in der ich mich befinde. Vielleicht können Sie sich das nicht so recht vorstellen, denn bei Ihnen ist das sicherlich anders. Sie wachen mit einer Morgenlatte auf, dann stellen Sie fest, dass Sie einen dicken Kopf oder Sodbrennen oder so was haben – alles eindeutige Zeichen dafür, dass Sie putzmun-ter und lebendig sind. Bei mir ist das nicht mehr so. Ers-tens wache ich nicht auf, denn Tote schlafen nicht. Zwei-